

Nr. 27. Bromberg, den 6. Februar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(14. Fortsetzung.)

Fünfte Station.

Der Generalkonsul Pasada.

1.

Dr. Felix Dasch, Dr. Benno Schilgitz, Justizrat Crottkauer, Assessor Fentelsohn — — alle diese mehr oder weniger namhaften Juristen waren mit Herrn Görlitzer verwandt oder verschwägert, und es hätte sich gehört, daß er ihnen die rechtlichen Interessen seiner Firma anvertraut hätte. Aber nein — Herr Görlitzer beschäftigte als seinen Syndikus bei hohem Gehalt und vorzüglicher Behandlung einen jungen, schneidigen Rechtsanwalt, Herrn Dr. Arco von Bestleben, einen wildfremden Menschen, bei dem ein besonderes Mitgefühl mit einem gewissen Bestandteil des deutschen Volkes nicht vorauszusetzen war. Aber Görlitzer wußte, was er tat. Seinem Grundsatz getreu, daß Verwandte nur Duzfeinde seien, die einem weder das Weiße im Auge, noch das Schwarze unterm Nagel gönnten, lehnte er die Paragraphenkünste aller Neffen, Schwäger und Onkel ab und verschrieb sich den Dr. von Bestleben, der nicht nur in den ersten Gesellschaftskreisen heimisch, sondern auch ein äußerst findiger und gewandter junger Anwalt war, und mit dem Görlitzer die allererfreulichsten Erfahrungen machte.

Dr. Arco von Bestleben saß Herrn Görlitzer in einem der enormen Büffellederſessel des Privatkontors gegenüber. Er war gut gewachsen, hatte ein offenes, lustiges Gesicht mit klugen, braunen, etwas spöttischen Augen, zwei Durchziehern am Kinn, und trug seinen eleganten Anzug ohne jede snobistische Allüre.

„Und nun, lieber Doktor," fuhr Herr Görlitzer in der Schilderung des rätselhaften Falles Jenny Wichler fort, „nun bekomme ich da alles in allem 39 Bestellungen und Anfragen wegen der verschiedensten Toiletten, die sämtlich auf Modelle Bezug nehmen, die eine Frau Generalkonsul Pasada getragen habe!" Er wies auf einen Stoß Briefe und Postkarten.

Dr. von Bestleben sah diese Post rasch durch. „Die Damen schreiben alle, Frau Generalkonsul Pasada sei eine Kundin Ihres Hauses. Stimmt das?"

„Mir ist die Dame unbekannt. Aber ich werde nochmal nachforschen lassen — — —" Und er griff zum Hörrohr. Bestleben wehrte ihm:

„Überlassen Sie das mir, Herr Görlitzer. Sonderbar ist nur, daß die Bestellungen alle aus Adlersgreif, einem der fashionabelsten Sommerhotels aus Österreich kommen."

„Und Kopien der Modelle wünschen, die Fräulein Wichler —"

„Zweierlei ist nur möglich: entweder hat Fräulein Wichler die ihr anvertrauten Modelle an die in Wirklichkeit existierende Frau Generalkonsul Pasada veräußert, oder Frau Generalkonsul Pasada und Fräulein Wichler sind identisch!"

„Sie kann doch unmöglich in so kurzer Zeit geheiratet haben. Noch dazu 'n Generalkonsul!"

„Nun, mein lieber Herr Görlitzer," lächelte Bestleben, „es gibt 'ne Menge Ehen ohne Ehemann. Fräulein Wichler kann sich 'n Pseudonym zugelegt haben!"

„Nee, Doktor, das glaube ich nicht. Das Mädel mag sein, wie es will — für so 'ne abgefeimte Hochstaplerin halte ich die Wichler nicht!"

„Schaden haben Sie ja so oder so kaum gehabt?"

„Im Gegenteil: die Kleine hat mir direkt oder indirekt 'n Riesengeschäft gebracht. 39 Bestellungen auf allererste Modelle, keins unter tausend Mark — rechnen Sie sich aus — — — —"

„Um so eher ist bei der Aufklärung des mysteriösen Falles größte Diskretion geboten. Im Interesse Ihrer Firma und im Interesse der Frau Generalkonsul."

„Selbstverständlich. Deswegen habe ich ja Sie bemüht und nicht die Polizei."

„Könnten Sie mir eine Photographie dieser Jenny Wichler verschaffen?"

„Ist bei uns im Hause bei den Personalakten!" Und Görlitzer befahl telephonisch das verlangte Bild.

„Der Eisenbahn- und Poststreik in Österreich erschwert die Untersuchung etwas, aber . . ."

„Die Bestellungen sind durch Flugpost befördert!"

„Wir werden vielleicht auch ein Flugzeug brauchen!"

Da brachte man die gewünschte Photographie. Herr Dr. von Bestleben schnalzte mit der Zunge: „Patentes Kerlchen, diese kleine Wichler, alle Hochachtung. Sie leben und genießen, Herr Görlitzer!"

„Bester Doktor, was glauben Sie von mir? Im Geschäft streng reell!" Aber er lächelte geschmeichelt über den liebenswürdigen Verdacht.

„Na, jedenfalls", erklärte der Anwalt und steckte das Bild ein, „daß die Kleine mit dem süßen Vergißmeinnicht-Näschen keine Hochstaplerin ist — dafür lege ich die Hand ins Feuer. — Das Telephonadreßbuch bitte!" Schon blättert er hastig. Pa — Pa — Pa — hier — Pasada, iraguitanischer Generalkonsul — — Bismarck 596!" Er verlangte die Verbindung. „Halloh — — ja — kann ich Herrn Generalkonsul sprechen? Nach Iraguita vor 14 Tagen? Auf hoher See? Schade. Mit der Frau Generalkonsul? Nein — die Dame ist ausgegangen. So so? Aber in Berlin? Danke schön! Nein — das nützt mir nichts, ich brauche einen eiligen Paß nach Iraguita. Vizekonsul, ja — danke bestens!" Er legte den Hörer hin und sah Görlitzer lächelnd mit hochgezogenen Brauen an.

„Da wüßten wir ja mit Bestimmtheit, daß die echte Frau Generalkonsul nicht in Adlersgreif ist."

„Hilft uns das?"

„Indirekt 'ne ganze Menge. Möglicherweise ist die arme Jenny selbst das Opfer eines Verbrechens geworden, möglicherweise hat man ihr nur den Koffer mit den Kostümen geklaut —"

„Gott soll schützen!"

„Wir wissen ja, wo sie sind!"

„Gott sei Dank! — Sagen Sie mal, Doktor, daß die Wichler selbst geklaut hat, halten Sie für ausgeschlossen?"

„Total ausgeschlossen! 'n Mädel mit so'nem Vaterunsergesicht — — nee, Herr Görlitzer, wenn die was genommen hat, dann ersetze ich es Ihnen doppelt!"

„Das könnte Ihnen teuer kommen, Doktor! Hehe, ich verstehe schon, ich weiß schon: Sie haben 'n Herz für so — so — Vaterunsergesichter!"

„Und Sie, Herr Görlitzer?"

„Geschäftsgeheimnis!" Und die Herren verabschiedeten sich lachend wie zwei lustige Verschwörer, nachdem sie darüber einig geworden waren, daß die Sache mit der

größten Energie und mit der größten Diskretion untersucht werden müsse.

In seinem Büro aber gab Dr. von Bestleben ein ellenlanges Eiltelegramm an „Matzikel, München, Theaterstraße 165" auf.

Vier Tage später saß er seinem Klienten abermals in dem Büffelledersessel gegenüber und hatte drei engbeschriebene, dünne Bogen Papier in der Hand, deren Inhalt er soeben dem staunenden Görlitzer vorgelesen hatte.

„Es steht also fest — — —?"

„Es steht nur soviel fest", erklärte Bestleben, „daß Frau Generalkonsul Pasada eine sehr junge, schlanke, reizende Dame mit kupferbraunem Bubikopf, dunklen Augen, feiner Nase, Leberfleck unterm Kinn, ist . . ."

„Die Wichler!" rief Görlitzer.

„Vielleicht", erwiderte der Anwalt. „Sie sitzt, ein Opfer sonderbarstere Verhängnisse, mittellos im Hotel Adlersgreif und — — —"

„Wird die Kostüme verkloppen!" stöhnte Görlitzer. „Doktor, Sie müssen gleich runterfahren — der Streik ist ja beendet — und das Unglückswurm auslösen!"

„So dachte ich. Ich will den Nachtschnellzug nehmen!"

„Einverstanden! — Ja — und dann will ich doch mal gleich der Mutter von der Wichler Bescheid geben, daß man ihre Tochter aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden hat. Die Frau überschwemmt mir seit Tagen das Geschäft mit ihren Muttertränen. Na — begreiflich — — wollen sie beruhigen!" Und schon gab er den Befehl in die „Verwaltung", wo die Nachricht, Jenny sei vermutlich gesund und munter, größte Sensation hervorrief.

Dr. von Bestleben aber packte den Reisekoffer.

2.

Es war dem städtischen Wachtmann Franz Josef Remigius Grasllspringer nicht geglückt, die Spesen für das zur Arretierung Jennys benutzte Auto im Betrage von vier Schilling 50 Groschen im Dienstwege mittels Formulars 215 erstattet zu erlangen. Vielmehr war die diesbezügliche Eingabe des pp. Grasllspringer mit der Begründung abschlägig beschieden worden, daß „weder Renitenz des Gestellten, noch schweres Wetter, noch drohende, auf gewaltsame Befreiung des Gestellten gerichtete Haltung der Bevölkerung die Anwendung eines Kraftwagens der dienstlichen Vorsicht des pp. Grasllspringer anempfohlen hätten, weshalb mithin diese Verfügung an ihn herabgelange".

Grasllspringer aber war nicht gewillt, den Betrag auf dem Altar der Vaterstadt zu opfern. Er setzte sich also eines Abends hin, vor sich einen großen, weißen Bogen Papier, unter den er ein Linienblatt gelegt hatte, und schrieb, die Zunge zwischen den Zähnen, mit einer nagelneuen Feder folgenden Brief:

„An Hochwohlgeb. Frau Generalkonsuhl Pasada,
Berlin (Deutschland).

Geehrte, werte Frau Generalkonsuhl!

Indem ich der guten Hofnung bin, daß Frau Generalkonsuhl sich erinnern werden, daß der ergebenst Gefertigte es waren, der Frau Generalkonsuhl, als sie letzten Dienstag nacht gegen ½1 Uhr in der Kärntnerstraße in Männerkleidern (Fragg und sonst nix) aufgegriffen wurden, und gemäß der Dienstvorschrift des ergebenst Gefertigten zu stellen und in polizeilichen Verwahr zu verbringen waren, sich zu erinnern geruhen werden, bemärgd der ergebenst Gefertigte, daß das hiezu benötigte Auto einen Kostenaufwand von vier Schilling fuchzg Groschen im Gefolge hätte, welches zunext aus eigener Tasche zu zahln der ergebenst Gefertigte die traurige Pflicht hatte. Es aber im Dienstwege trotz Verwendung von Farmalar 215 nicht wiederkriegn kann, worüber anruhender Bescheid der vorgesetzten Dienstbeheerde aufschluß zu erteilen vermag. Und verzweifelt der ergebenst Gefertigte nicht, daß Frau Generalkonsuhl mit Rücksicht auf vier ungezogene Kinder und ein weiteres demnext nicht zögern werden, den geringen Betrag an erg. Gef. zu überweisen.

Erg. Gef. richtet dieses Schreiben nicht mehr nach Hotel Adlersgreif, weil annimmt, daß Frau Generalkonsuhl im Hinsicht auf erledigte Streikgefahr die Heimreise bereits betretten haben dürften.

Euer Hochwohlgeburt Frau Generalkonsuhl stäts dankbarer und hilfsbereihter

F. J. R. Grasllspringer,
Wachmann Nummer 1943, zu Wien XVI,
Ottakringerstraße 179, fimfter Stock,
Tiehr drei."

Dieses merkwürdige Schreiben erhielt Frau Generalkonsul Assuncion Pasada (die richtige!), eine stark dreißigjährige üppige, südliche Schönheit mit feurigen Augen und leider etwas drahtigem, schwarzen Haar in ihrer Berliner Wohnung durch die Zofe behändigt, als sie gerade ihren Kakadu Coco mit einer Banane fütterte. Erst entging der völlig rätselhafte Inhalt ihrem Verständnis, was sie auf ihre immer noch etwas mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache zurückführte. Daß sie aber keinen Grund hatte, sich über das Handschreiben des Wachmanns Grasllspringer zu freuen, ahnte sie mit Sicherheit. Sie kingelte mit dem bebenden rubinringgeschmückten Zeigefinger der kleinen, fetten Rechten nach der Zofe, gab ihr den Brief und fragte:

„Saggen Sie, Dschoseffa, ist das Brief da Gemein'eit, odder nicht?" und warf die Banane zum Fenster hinaus.

Dschoseffa las den Brief aufmerksam durch. Dann schielte sie nach ihrer Herrin, die, ein gutgeheizter Vulkan, auf dem Sofa saß und mit der Fußspitze das Leopardenfell schlug. Dschoseffa wurde rot vor unterdrücktem Lachen, hielt rasch den Brief vor's Gesicht und las ihn noch einmal.

„Nonu, Dschoseffa?" fragte Frau Assuncion.

„Ja — gnä' Frau — — das k — k — kchi — — das ist eine Gemeinheit!"

„Carajo!" Und Frau Pasada riß der Zofe den Brief weg und jagte sie hinaus.

Wenn die Frau Generalkonsul eine Gemeinheit innerhalb der menschlichen Ordnung witterte, so hatte sie damit niemals irgendeine Schlechtigkeit oder Ungehörigkeit im Auge, sondern sie dachte zwangsläufig sofort an eine ganz bestimmte Gemeinheit, die zu ihrem Gatten aktiv in Beziehung stand. Denn sie traute diesem Alonso Pasada nicht über die Türschwelle. Der Himmel weiß auch, woher es kam, daß sie die Gemeinheiten Alonsos immer mit wilden Liebesabenteuern des Gatten außerhalb des ehelichen Kriegshafens in Zusammenhang brachte. Es war ihr — das sei zum Lobe Alonsos gesagt — bisher noch nie geglückt, ihn so manifest zu erwischen, daß die starken Indizien gerechtfertigt worden wären, die sie ständig gegen ihren Gatten als Dolche im Strumpfband verborgen hielt.

Aber Alonso schwamm auf den Wogen des Meeres seiner fernen Heimat zu. Er konnte also unmöglich in Wien im „Fragg und sonst nix" aufgegriffen worden sein. Zudem sprach Grasllspringer doch von ihrer, der Frau Generalkonsul Verhaftung. Sie hatte seit Wochen Berlin nicht verlassen. Und Adlersgreif? Was war Adlersgreif? Hier lag ein Flechtwerk von Rätseln vor, das nicht leicht zu entwirren sein würde, und durch das sich nur wie ein roter Faden etwas hindurchzog: eine vorläufig noch apokryphe Gemeinheit Alonsos.

Was Schloß Adlersgreif bei Neun am Rhein geographisch bedeutete, war bald ermittelt.

Mit dem Nachtzuge reiste die richtige Frau Generalkonsul Assuncion Pasada nach Wien, um von da die Spuren der Gemeinheit mit eigener Hand zu verfolgen.

3.

Als Jenny am Tage nach der Schreckensnacht mit Herrn Matzikel und Herrn Pips wieder in Adlersgreif landete, war sie zwar in Begleitung des ehrenvollen Rufes, aber es nützte ihr gar nichts. Wohin sie sah, begegnete sie hochmütigen Gesichtern, abweisenden Mienen, frechen Blicken. Allgemein war bekannt geworden, daß sie ohne nähere Angaben gestern ausgerückt war, und auch Herr Matzikel fehlte. Jetzt kehrte sie mit ihm zurück, und es war, wie Frau Hefesand insbesondere nicht oft und laut genug bekunden konnte, kein Zweifel mehr erlaubt, daß diese Dame keine war.

Major von Quistitz, Dr. Weibezahl und Jacinto freuten sich baß. Also war's entschieden, also war's einwandfrei bewiesen, daß Jenny „keene Madonna, oder höchstens eene in Zivil war", wie Quistitz die Erkenntnis scherzhaft formulierte. Unverständlich war nur ein Geschmack, der mit einem Matzikel vorlieb nahm, wo doch Angehöriger bester Kreise Gut und Blut darangesetzt konnte werden.

Dr. Hüngerl verteidigte Jenny mit der ganzen Umständlichkeit und Logik seines braven Herzens und Verstandes. Was war im Grunde geschehen? Abgesehen davon, daß man überhaupt nicht wußte, ob etwas geschehen war, vermochte doch kein rechtlich Denkender zu behaupten, daß etwas geschehen war.

Man möge doch geneigtest bedenken, daß der Ruf einer alleinstehenden, schutzlosen Frau kompromittiert werde, und daß man im Begriff sei, das schwerste Unrecht zu begehen: das Unrecht der Verleumdung!

Aber er fand kein Gehör. Während ihn Quistitz überhaupt nicht zur Kenntnis nahm, lächelte Jacinto höhnisch und vermaß sich dem 'geehrten 'errn Doktore bald Authentisches berichten zu können, und Weibezahl erklärte abweisend, Galanterie hin, Galanterie her, so weit dürfe es nicht gehen, daß man offenbare schwere Verstöße gegen die Diskretion, die allein die guten Sitten gewährleiste, zu rechtfertigen wage.

Francis Fidikuk anlangend, so war gegen ihn eine Katastrophe auf dem Marsch, die ihn unfähig machte, über-

haupt etwas zu denken, und von der sehr bald eingehend die Rede sein wird.

Am peinlichsten war es, daß auch die Hoteldirektion der allgemeinen Empörung sich anschloß. Am Tage nach ihrer übel kommentierten Rückkehr an der Seite des ehrenvollen Rufes fand Jenny in ihrem Brieffach bei dem jetzt sehr formell gewordenen Portier das ominöse Kuvert der Verwaltung, in der ihr vorzeitig die Rechnung übersandt wurde. „Man bittet, Zahlung bis zum folgenden Mittag zu leisten!" stand vorgedruckt. Aber man hatte die Aufforderung verschärft, indem man die Worte „bis zum folgenden Mittag" durchgestrichen und darüber geschrieben hatte „sofort!" Außerdem lag ein kleiner Taschenfahrplan mit im Kuvert, in dem die von Nenn am Rain abgehenden Züge angekrenzt waren. Kein Zweifel: das war ein Lokalverweis.

Über Jenny senkte sich die eherne Ruhe der Verzweiflung. Ihr Barvermögen bestand aus 43 Schillingen, die Rechnung machte mehr als das Zehnfache aus. Den Betrag der Fahrkarte hinzugerechnet, hätte sie mindestens 1000 Schillinge haben müssen, um mit einem blauen Auge davonzukommen. Sie starrte in den weitgeöffneten Rachen des Zusammenbruchs.

(Fortsetzung folgt.)

Der „schöne Alexander".

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Die gedämpfte Nachmittagssonne tastete sich zögernd durch die halbverhangenen Fenster eines kleinen Cafés des Berliner Westen. Es war eine stille Straße, in der das Café lag, ohne elektrische Bahnen und den ganzen verwirrenden Trubel, der Weltstädten eigen zu sein pflegt. Und so waren auch die Menschen, die dieses Lokal besuchten, eigenartige, abseits der großen Allgemeinheit lebende Typen, denen es wohltat, im dämmerigen Schutze der dunkelgrünen Stores dem Spiel ihrer Gedanken nachzugehen und das Auf- und Niederwallen des bläulichen Zigarettenrauches zu beobachten.

In diesem Kaffeehause nun bediente ein Ober. Niemand — außer dem Besitzer — wußte genau, wie er hieß, und es hatten ihn denn seine Mitangestellten in stillem Einverständnis den „schönen Alexander" getauft. Um den „schönen Alexander" nämlich schwebte ein seltsamer Nimbus. Die Kassiererin hatte ihn eines Abends in einer der teuersten Logen des großen Schauspielhauses gesehen und versicherte ein über das andere Mal, er habe nicht nur wie ein wirklich vornehmer Herr ausgesehen, sondern sich auch danach benommen. Keiner wußte also, wer hinter diesem Manne steckte.

Vom „schönen Alexander" selbst etwas zu erfahren, war ein Ding der Unmöglichkeit. Er hatte eine Art, gewissen Fragen auszuweichen, eine so liebenswürdige und doch eiskalte Art, daß man es bald aufgeben mußte, wollte man sich nicht bis zur Unsterblichkeit blamieren. Nur so viel hatte der Besitzer erzählt, daß der „Herr" — er sagte zum „schönen Alexander" merkwürdigerweise immer „Herr" und nie „Ober" — also, daß der Herr ein russischer Emigrant sei und viel Schweres durchgemacht habe.

Auch die Art, wie der „schöne Alexander" bediente, entsprach in keiner Weise den Gepflogenheiten seiner Berufsgenossen, wenngleich an seinen Verbeugungen nichts auszusetzen war, im Gegenteil, sie hätten jedem Salonmenschen Ehre gemacht. Doch war er bei all seinen Obliegenheiten von einer so ruhigen Würde, man könnte fast sagen, Hoheit umflossen, daß selbst Gäste, die gewohnt schienen, Angestellte als Wesen niederer Ordnung zu betrachten, beim Anblick dieses Obers ihre Stimme dämpften und höflich ihr Anliegen vorbrachten.

Einmal aber lüftete sich der dunkle Schleier, der über die Persönlichkeit dieses Mannes gebreitet war.

Es geschah an einem Nachmittag. Das Café war fast leer. Nur in einer Ecke hockte ein dicker, kurzsichtiger Herr hinter einer umfangreichen Zeitung, und in einer Nische tuschelte ein Liebespaar hinter Kuchenbergen mit Schlagsahne. Im kleinen Kachelofen knisterte glimmendes Feuer. In einem Hinterraum klapperte eine Schreibmaschine. Sonst große Stille.

Der „schöne Alexander" saß an seinem gewohnten Platz in einer Ecke hinter der Anrichte und las in einem russischen Buche.

Plötzlich ging die Tür auf. Ein Strom kalter Luft, blendenden Lichts und ungewohnten Geräusches flutete in das Café. Auf der Straße knatterte ein Auto. Dunkles vibrierendes Frauenlachen und scharfe Männerstimmen wurden hörbar. Ausländer! —

Der „schöne Alexander" sprang auf und eilte den Ankömmlingen entgegen. Es waren fünf Personen, drei Herren und zwei Damen, deren Äußeres auf Angehörige der oberen Gesellschaftsschichten schließen ließ. Er geleitete sie auf den besten Platz, in die sogen. „Loge", die mit einer Klubgarnitur ausgestattet war.

Bis dahin ging alles gut. Die Fremden bestellten Mokka und Likör und zündeten sich Zigaretten an. Der „schöne Alexander" ging hin und her und brachte das Gewünschte. Dabei lauschte er aufmerksam auf die Gespräche der neuen Gäste.

Und dann geschah es! — Er war gerade dabei, das dritte Tablett Benediktiner zu servieren, und stellte die feingeschliffenen Kelche neben die Mokkatassen. Da hob die eine der beiden Frauen, eine schlanke, schöne Brünette, den Kopf und sah ihn an. Mit einem leeren gleichgültigen Blick, wie die Frauen der guten Gesellschaft einen Ober im Lokal anzusehen pflegen. Ohne jede Absicht und ganz aus Zufall.

Dieser Blick aber, der ohne Glanz und Ausdruck gewesen war, glühte förmlich auf, als er den Augen des Mannes begegnete. Eine flammende Röte überzog das Gesicht der jungen Frau, um sofort einer wächsernen Blässe zu weichen. Der „schöne Alexander" war wie vom Schlage gerührt. Er ließ die letzten Gläser auf dem Tablett stehen, taumelte ein paar Schritte zurück und lehnte sich schwer atmend an die lackierte Brüstung, durch welche die Loge vom übrigen Lokal getrennt wurde.

Etliche Sekunden verharrten die beiden Menschen so ohne Bewegung, während sich ihre Blicke ineinander sogen. Die anderen hatten den seltsamen Vorgang bemerkt und beobachteten ihn verständnislos, ohne auch nur im entferntesten die Lage erfassen zu können. Bis ein großer, breitschultriger Herr aufsprang, heftig auf den Ober zuging und ihm ins Gesicht zischte: „Ich verbitte mir eine derartige Belästigung meiner Frau! Vergessen Sie doch nicht, wer Sie sind, Sie, — — Sie Ober . . .!"

Er warf dem ersteren einen verächtlichen Blick zu und ging dann gelassen zu seiner Gesellschaft zurück. Jemand rief den Geschäftsführer. Die Frau hatte einen Weinkrampf erlitten und mußte mit Gewalt ins Auto getragen werden. Währenddessen rief sie wieder und wieder: „Sascha . . . mein armer Sascha . . .!"

— — — — —

Der „schöne Alexander" wurde fristlos entlassen.

Am nächsten Morgen fand sich in einigen Zeitungen der Hauptstadt die aufsehenerregende Notiz, der russische Emigrant, Fürst Alexander Michailowitsch Galitzin, ehemaliger Besitzer großer Reichtümer, habe sich in seiner Wohnung in der Chausseestraße erschossen. Da der Fürst in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte — er bekleidete die Stellung eines Obers in einem kleinen Kaffeehause — war diese Tat wohl aus Lebensüberdruß verübt worden. Seltsamerweise hatte sich auf dem Schreibtische ein Brief gefunden, der einen Abschiedsgruß an die Gattin des Fürsten enthielt, die laut eingezogenen Erkundigungen bereits vor sieben Jahren auf der Flucht aus Rußland verschollen war und als von den Bolschewisten ermordet betrachtet wurde.

Die Straße der Zukunft.

Kraftwagenstraßen von 30 Meter Breite.

Jedem Kraftwagenführer und jedem, der aufmerksam den Verkehr verfolgt, ist es klar, daß es mit den Straßenzuständen auf die Dauer nicht so weiter gehen kann. Über die gegenwärtige und zukünftige Zunahme der Kraftwagen ist kein Wort weiter zu verlieren. Sie ist unaufhaltsam. Interessieren dürfte bei Behandlung der Straßenbaufrage, daß von 1914 bis 1925 die Anzahl der Lastkraftwagen sich z. B. in Deutschland rund neunmal vermehrt hat. Es waren im Betrieb:

	1914	1922	1925
Personenwagen	60 000	83 000	175 000
Lastkraftwagen	9 600	44 000	81 000
Großkrafträder	22 000	38 000	162 000

Dabei steht Deutschland — ganz abgesehen von Amerika hinter den europäischen Industriestaaten erheblich zurück. Es rangiert weit hinter England, Frankreich, Schweden und Belgien. Daß also innerhalb der nächsten Zeit eine weitere gewaltige Vermehrung des Kraftwagenbesitzes kommt, der internationalen Konkurrenz wegen kommen muß, unterliegt keinem Zweifel. Wie aber sieht es mit den Straßen aus?

Behörden und Steuerzahler sind sich darüber klar, daß die Lasten für die Unterhaltung der heutigen Straßen und Chausseen auf die Dauer nicht aufgebracht werden können. Es ist weiter sehr unwahrscheinlich daß die bestehenden Chausseen und Straßen für eine Belastung von 10 bis 15 Tonnen aus- und umgebaut werden können. Selbst wenn es versucht werden sollte, wären sie für den zunehmenden

Verkehr nicht geeignet. Einmal ist die Breite der Straße eine völlig ungenügende. Die heutigen Chausseen sind durchweg in einer Breite von sieben Meter angelegt. Hiervon sind 3,50 Meter chaussiert oder gepflästert, während die übrigen 3,50 Meter unbefestigt sind. Man trifft häufig lange Strecken an, die durch sumpfiges oder mooriges Gelände führen, und wo der nicht befestigte Teil der Chaussee bei Regenzeiten derart aufgeweicht ist, daß für Lastautos beim Ausweichen die allergrößte Gefahr besteht, steckenzubleiben.

Die Landstraßen führen vielfach durch Ortschaften mit solchen scharfen und unübersichtlichen Kurven, daß die Gefahren für Mensch und Vieh und die Krafwageninsassen groß sind — wie die Unfallstatistik leider beweist. Eine weitere Gefahrenquelle sind die Kreuzungen der Staats- und Kleinbahnen, die oftmals weder Aufsicht noch Schrankensicherung haben.

Aus all diesen Gründen erwägt man jetzt in Fachkreisen den Bau besonderer Kraftwagenstraßen durch das ganze Reich, die, unabhängig von bestehenden Straßen auf neuem Gelände die Verbindung der Städte und Ortschaften herstellen sollen. Weitere Schritte hat man bereits in Norddeutschland unternommen wo sich ein Verband zur Förderung des Automobilstraßenbaues bildete. Und zwar ist zunächst der Bau einer Automobilstraße von Hamburg nach Berlin bezw. Hamburg—Hannover—Braunschweig—Magdeburg—Berlin geplant. Die Linie dieser neuen Straße soll in möglichst ebener, in schlanken Kurven und in kürzester Abmessung verlaufender Strecke angelegt werden. Die zu kreuzenden Eisenbahnen und verkehrsreichen Straßen sollen, je nach der Lage des Geländes, entweder über- oder unterführt werden. Die geplante Linie kreuzt einen großen Teil mecklenburgischen Gebietes. Sollten sich in Mecklenburg Schwierigkeiten ergeben, so planen die Interessenten eine Linienführung über Ülzen, Stendal nach Berlin. Man will die Straße zunächst in einer Breite von 12 Meter anlegen; doch soll beim Erwerb des Geländes darauf Rücksicht genommen werden, daß sie auf 30 Meter endgültige Breite ausgebaut werden kann.

Der Plan hat gewiß sehr viel Verlockendes. Volkswirtschaftlich ist er noch insofern von außerordentlicher Bedeutung, als durch ihn die Arbeitslosigkeit in großem Maße verringert werden kann. Die Schwierigkeit seiner Ausführung liegt in den Kosten. Zweifellos müßten Reichs- und Landesbehörden mit helfender Hand eingreifen. Die Förderer des Planes haben weiter die Automobilindustrie und alles, was irgend mit dem Kraftwagenwesen in Verbindung steht, im Auge. Als Lizenz für die Zulassung der Automobile zur Benutzung der Straße würde man — wie es in anderen Ländern bereits gang und gäbe ist — eine Gebühr erheben ,und zwar sowohl für die Personen- und Luxuswagen, wie auch für Lastautos, kleine Lieferwagen, Autobusse und Motorräder, berechnet etwa nach Pferdestärken. Diese Lizenz soll erteilt werden, je nach der jährlichen Benutzungszeit des Wagens auf ein ganzes, ein halbes oder ein viertel Jahr.

Wird zwar bis zur Ausführung des Planes auch noch mancher Benzin verpuffen, an seinem späteren Zustandekommen ist nicht zu zweifeln.

Aus dem Nachlaß.

von Otto Ernst.

Die Welt verachtet den Verleumder; aber sie glaubt ihm gern.

*

„Anhänger" nennt man die Menschen, die sich an eine Idee hängen, bis sie ersäuft.

*

Um gegen Kinder die nötige Festigkeit zu haben, ist ein gewisser Grad von Egoismus der Eltern sehr nützlich.

*

Gleichheit ist Flachheit; darum verlangen alle Flachen nach ihr.

*

Durchhalten in der Treue zu Redlichkeit und Wahrheit. Alles dagegen Geredete ist schillernder Schwindel.

*

Man soll in Kunst und Leben nie von der Rolle auf den Darsteller schließen: in einer Fidelio-Besetzung kann der Pizarro der einzige anständige Mensch sein.



Bunte Chronik



* **Gefärbter Regen, ein seltenes Naturphänomen.** Schon Homer erwähnt einmal den gefärbten Regen als ein besonderes Naturphänomen. Und auch in den späteren Zeiten, in die unser geschichtliches Wissen zurückreicht, sind uns wiederholt, wenn auch nicht oft, ähnliche Fälle überliefert, in denen die Regentropfen, die vom Himmel herunterkamen, eine ausgesprochene rötliche oder gelbe Färbung hatten. Man kann sich denken, daß besonders früher, als die Menschen solch einem Ereignis als einem völligen Wunder gegenüberstanden, für das sie gar keine Erklärung zu finden vermochten, sie, wie überhaupt alles Ungewöhnliche, als etwas Unheimliches anzusehen geneigt waren und ihm magische Kräfte zuzuschreiben. Gefärbter Regen hatte im Glauben des Volkes eine bestimmte Vorbedeutung, und zwar deutete man den roten Regen als Blutregen, der gelbe aber bedeutete Tränen. Erst später versuchte man, eine wissenschaftliche Erklärung für dieses Naturereignis zu finden. Einen Anhaltspunkt gab die Tatsache, daß der gefärbte Regen nur [illegible], sondern nur in ganz bestimmten Gebieten Europas beobachtet werden konnte, und zwar im [illegible], in Italien, auf dem Balkan und in der Türkei. Man kam auf den Gedankekn, der durch nähere Untersuchungen auch immer mehr an Wahrscheinlichkeit zunahm daß es wohl Sandmassen seien, die starke Gewitterstürme von der Sahara nach dem Süden Europas herüber transportieren und daß diese die Färbung des Regens verursachen. Diese Annahme ist durchaus nicht so unwahrscheinlich, wie sie zunächst für den Laien klingen mag; denn solche Stürme, wie der Sirocco, haben eine ungeheure Energie und sind in der Tat in der Lage, große Sandmassen zu heben und sie viele Kilometer weit in der Luft fortzutragen. — Aus unserer Zeit sind Fälle gefärbten Regens bekanntgeworden in den Jahren 1659 (19. März), 1847, 1862, 1863, 1869 (10. 8.), 1870 (13. Februar) und schließlich in allerjüngster Zeit am 30. November vorigen Jahres (an der Südküste Frankreichs). Gerade dieser letzte Fall wurde zu eingehenden Untersuchungen ausgenutzt. Die Pfützen, die dieser Regen gebildet hat, hatten eine ausgesprochen rötliche Färbung, auch die Wäsche, die draußen zum Trocknen hing, wurde gefärbt und mußte noch einmal ins Waschfaß wandern. Außerdem fühlten sich die Regentropfen im Gegensatz zu normalen Fällen, ganz fettig an. Auch am nächsten Tage, als der Regen längst aufgehört hatte, fanden sich noch Spuren von ihm auf Blättern und in den Dachrinnen in Form von einem rötlich-braunen Niederschlag. Er hatte äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Kakaopulver. Natürlich wurde dieser Niederschlag auch einer chemischen Untersuchung unterworfen und man betrachtete ihn auch durchs Mikroskop. Dabei wurden kleine Kristalle sichtbar, die halbdurchsichtig waren. Es war auch ein Tongehalt feststellbar. Interessant war es, daß kurze Zeit, ehe der gefärbte Regen in Frankreich niederfiel, in der Sahara ein ungeheurer Sturm ausbrach der die Sandmassen offenbar nach Europa brachte.

Lustige Rundschau



* **Schonend beigebracht.** „Haben Sie jemand, der nach Ihrem Laden sieht, wenn Sie weggehen?" — „Nein! Aber ich gehe ja auch nicht weg." — „So. Ich dachte. Nämlich — Ihre Frau ist eben in den Fluß gefallen."

*

* **Der freche Stift.** Chef (ins Nebenzimmer rufend): „Wie häufig habe ich nun schon gesagt, daß Sie bei der Arbeit nicht pfeifen sollen!" — Stift: „Ich arbeite ja auch gar nicht, ich pfeife bloß."

*

* **Gefahr im Verzuge.** „Du, Georg, warum strömt alles aus dem Salon heraus? Sind die Erfrischungen angezeigt worden?" — Georg: „Nein, aber Tante Mathilde schickt sich zum Singen an."

*

* **Logik.** „Herrgottnochmal, machen Sie doch das Fenster zu. Merken Sie nicht, daß es draußen verdammt kalt ist?" — „Ich glaube aber nicht, daß es draußen wärmer wird, wenn ich das Fenster zumache."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.